



Mineure von Mopani Copper Mines warten dicht gedrängt im Lift. Die bevorstehende Fahrt bringt sie einen Kilometer tief unter die Erde – einen langen, harten, gefährlichen Arbeitstag lang.

# Wem gehört das Kupfer?

Aus den Minen Sambias berichten Daniel Puntas Bernet (Text) und Meinrad Schade (Bilder)

DER LASTWAGEN kämpft sich die Steigung hoch und stösst Dieselschwaden aus. Unser Jeep fährt in eine schwarze Wolke hinein, von hinten nähert sich ein mit Menschen gefüllter Pick-up, der unentwegt hupt. Auf der Gegenfahrbahn der schmalen Strasse braust ein Konvoi mit vollbeladenen Lastern heran. Wahrscheinlich Kupfer. «Wenn du einen Turbo hast, benütze ihn!», sagt Tim, presst die Lippen zusammen, gibt Gas und überholt den Dieselspucker. Nach wenigen Sekunden sind wir wieder auf unserer Spur, Tim dreht die Musik etwas auf und lehnt sich zurück. «Sie fragen mich also, wem das Kupfer gehört. Schwierig.» Aus den Boxen klingen «The Doors», die flache Buschlandschaft Afrikas zieht vorüber. Wir sind unterwegs im Kupfergürtel Sambias auf dem Weg nach Mufulira, zehn Kilometer südlich von der Grenze zu Kongo-Kinshasa, wo sich eine der beiden Kupferminen von Mopani Copper Mines befindet. «Ich würde sagen, demjenigen, der dafür bezahlt hat», sagt Tim, als er wenig später den Jeep unter den Schatten eines Mangobaums parkiert, des einzigen im riesigen Industriegelände von Mopani. Auf einem Holzäpfelchen steht «Parking for CEO only». Tim stellt den Motor ab, sagt: «Der dafür bezahlt hat – und der es sich auch zu holen weiss», setzt seinen Helm auf und springt aus dem Wagen.

Die Frage nach dem Besitz des Kupfers ist so alt wie Sambia selbst, ehemaliges Nordrhodesien und seit 1964 unabhängig. Es ist die ewige Frage auf dem Schwarzen Kontinent: Wie viele Bodenschätze darf sich die Welt nehmen? Und zu welchem Preis? Und was bleibt Afrika übrig?

Das Kupfer ist die wirtschaftliche Hauptschlagader Sambias. Achtzig Prozent des Volkshaushalts basieren auf dem Metall, das täglich auf Lastwagen zu den Häfen Dar es Salaam in Tansania und Durban in Südafrika aus dem Land verschwindet. Die Frage treibt die Opposition um, die der Regierung vorwirft, zu wenig für die Förderrechte zu verlangen, sie beschäftigt Simon, einen arbeitslosen Zwanzigjährigen, der mit seinen Kumpels und blossen Händen Kupfer aus der Erde wühlt, genauso wie Skyler, einen Chinesen, der im Sog der neuen Kolonialherren aus dem Fernen Osten gute Geschäfte macht. Der Mineur Emmanuel Tandeo fragt sich, wieso er es als Schwarzer in seinem Land so schwer hat. Und Tim



«Small scale miners» schleppen fünfzig Kilogramm schwere Säcke.

Henderson, CEO von Mopani, Chef von zwanzigtausend Mitarbeitern und dazu da, die Produktion zu erhöhen, um die Kosten pro Tonne zu senken, denkt manchmal darüber nach, wie Sambia vermehrt vom Kupferboom profitieren könnte.

TIM STECKT JETZT IM OVERALL und in Gummistiefeln, auf seinem Helm leuchtet eine Stirnlampe. Das Kupfer muss aus dem Boden, 8000 Dollar pro Tonne bezahlt der Weltmarkt im Februar 2008 für das begehrte Metall, die Investitionen der Schweizer Firma Glencore von über einer Milliarde Dollar in den letzten fünf Jahren wollen amortisiert sein. Wir stecken in einem vergitterten Lift und gleiten in die Tiefe, um uns herum sechzig Arbeiter, eng aneinander gedrückt. Bei 3140 Fuss steigen wir aus, fast einen Kilometer unter der Erdoberfläche. Nach wenigen Schritten klebt der Overall an der

Haut, Feuchtigkeit vermischt sich mit Staub und füllt die stockdunklen Gänge, Hitze schlägt einem ins Gesicht, es zischt aus Wasserleitungen, Druckluftrohre surren, Dieselmotoren dröhnen.

«Willkommen in der Hölle», schmunzelt Tim, der als Zwanzigjähriger sein Studium in England als Tourenführer in Minen finanzierte und sich jeweils einen Spass daraus machte, unter der Erde das Licht auszuschalten.

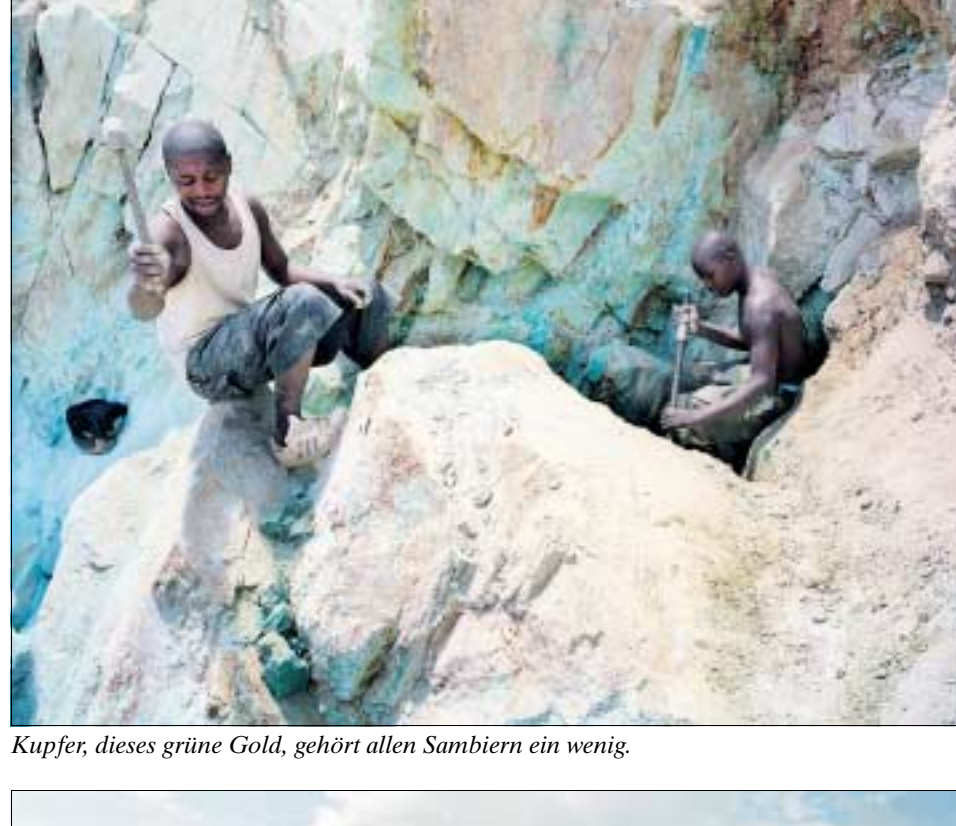
Ein Lastwagen mit Rädern, grösser als ein Mensch, prescht an uns vorbei, wir schützen uns in einer Nische, zwischen Maschine und Fels hat es nur wenige Zentimeter Platz. In einem Seitengang sitzen die Mineure der nächsten Schicht und hören sich die Worte des Sicherheitsverantwortlichen an, der mahnt, beim Gehen permanent auf Risse im Felsen zu achten und auch darauf, ob der Staat auffällige Geräusche von sich gibt. Dann tritt einer der Ihren nach vorne und betet: «Lieber Gott, danke, dass du uns einen weiteren Arbeitstag in unserer Mine geschenkt hast. Bitte hilf uns, dass wir konzentriert bei der Arbeit bleiben und uns nichts zustoisst, denn unsere Familien und die Freunde unserer Familien hängen vom Einkommen aus diesem Job ab. Amen».

Die Hölle ist seit dreissig Jahren Emmanuel Tandeos Welt. Hier unten bohrt der Fünfzigjährige Löcher in den Stein, die andere später mit Dynamit füllen. Acht Stunden täglich, sechs Tage pro Woche. Emmanuël ist, wie die Hälfte aller Mopani-Arbeiter, «Contractor», Angestellter eines Subunternehmens. Deshalb verdient er bloss 175 Dollar im Monat, im Gegensatz zu den durchschnittlich 525 Dollar der Festangestellten. Bei Schichtbeginn gibt's einen Teller Suppe mit Brot. Das Brot steckt Emmanuel ein, zu Hause warten sechs Kinder. Für Fleisch oder Fisch reicht es einmal im Monat, zum Glück Haushalte die Frau geschickt und baue ausserdem Mais und Erdnüsse an. Emmanuel hat keine Ahnung, welcher Preis für Kupfer oben auf der Erde und draussen in der Welt bezahlt wird.

Seine Sorge gilt dem Schulgeld seiner Kinder. «Als der Staat die Minen besass, ging es mir besser», sagt Emmanuel leise, als er an einem freien Sonntag zum Gespräch in Anzug und Krawatte erscheint. Stolz zeigt er uns sein Diplom als «Bohrer» und «Sprengrer»: Emmanuel Tandeo, staatlich diplomierter Mineur



Das an die Oberfläche beförderte Gestein enthält nur zwei Prozent Kupfer.



Kupfer, dieses grüne Gold, gehört allen Sambiern ein wenig.



Der Chinese Skyler ist beliebt, doch das sind die wenigsten seiner Landsleute in Afrika.



Über die Ortschaft Kitwe legen sich je nach Windrichtung Schwefel- und Säurewolken.

Nr. 204677. «Ich werde so lange arbeiten müssen, bis ich tot umfalle», sagt Emmanuel.

DASS DIE MINEN NICHT MEHR SAMBIA GEHÖREN, ist auch die Folge staatlicher Misswirtschaft. Die Kupfergesellschaft ZCCM (Zambian Consolidated Copper Mines) hat es nicht mehr geschafft, aus dem eigenen Bodenschatz Profit zu erzielen. Das Land, das noch 2000 zu den zehn ärmsten der Welt gehörte, verlor damals an der Kupferproduktion eine Million Dollar – täglich. Als der Kupferpreis 2001 auf einen historischen Tiefststand sank, drängte die Weltbank Sambia zur Privatisierung ihrer Minen. Keiner der renommierten Ökonomen rechnete mit der bald einsetzenden Nachfrage nach Kupfer aus Asien. Eine tragische Fehleinschätzung: Kaum kamen ausländische Investoren ans Ruder, setzte das Kupfer zu seinem einmaligen Höhenflug an, stieg von 1300 Dollar pro Tonne im Oktober 2001 auf 8800 Dollar im Mai 2006. Hätte man die Empfehlungen der Experten in den Wind geschlagen, so die vorherrschende Volksmeinung, müsste sich Sambia heute nicht mit lächerlichen 0,6 Prozent Tantiemen begnügen und würde ein Vielfaches von seinem wichtigsten Wirtschaftszweig einnehmen. «Hätte Sambia mehr verlangt», pflegt Tim dem zu entgegen, «wäre keiner gekommen.»

Seit 2000 die ersten Verträge unterzeichnet worden sind, gehört Sambias Kupfer der indischen Vedanta-Gruppe, der australischen Equinox, der kanadischen First Quantum und der schweizerischen Glencore – und die jährliche Produktionsmenge stieg von 250 000 Tonnen wieder auf 600 000 Tonnen an. Kein Wunder, angesichts des Preisanstiegs, möchte man einwerfen. Doch Tatsache ist: Die Minen lagen in den letzten Zügen. «Wir brauchten die Ausländer dringend», räumen Minister und sambische Unternehmer ein, aber auch Oppositionspolitiker und NGO-Vertreter. Die Infrastruktur war in einem dermassen kläglichen Zustand, dass Investoren wie Anglo American nach kurzer Zeit entnervt wieder ausstiegen und auch Glencore weit mehr investieren musste, als kalkuliert war. Bis heute erzielten die Schweizer in Sambia nach eigenen Angaben noch keinen einzigen Dollar Profit, was sich 2008 erstmals ändern soll. Trotzdem ist das Jammern über die neuen Kupfer-Herren gross, deren Erträge nicht der Allgemeinheit zugutekämen: Der Staat sorgte für kostenlose Ausbildung und Spitalzugang für alle, der Staat baute Strassen und Sportanlagen und Kindergärten, der Staat schenkte noch vor der Privatisierung den meisten Minenangestellten ein Haus zur Pension. Die Privaten, so der Tenor, stehlen bloss Sambias Reichtum.

«HÄTTE ICH KEIN FLIESENDES WASSER und keine Möglichkeit, meine Kinder zur Schule zu schicken, würde ich angesichts der täglich an mir vorbeidonnernenden Lastwagen voller Kupfer vielleicht ähnlich denken», kommentiert Tim Henderson solche Vorwürfe am Mopani-Hauptsitz in Kitwe, der nur wenige hundert Meter von der Township Wusakile entfernt liegt, wo sanitäre Anlagen aus den dreissig Jahren des vorigen Jahrhunderts stehen und mehrere hundert Bewohner sich einen einzigen Wasserhahn für die Hygiene,

die Wäsche und das Kochen teilen. «Doch die Leute vergessen, dass dieser Ort vor fünf Jahren eine Geisterstadt war. Wir sind keine Wohltätigkeitsorganisation, sondern schaffen Beschäftigung.»

Tim Henderson ist von Mopani Mehrheitsaktionär Glencore nicht dafür geholt worden, soziale Missstände zu beheben. «Zucker und Peitsche», antwortete Henderson in der Zuger Konzernzentrale auf die Frage, wie er seinen Führungsstil bezeichnen würde. Auch seine Arbeitsphilosophie als Minen-Manager ist ähnlich unzimmerlich: «Sag mir, wo das Zeug liegt, und ich hole es herauf!» An den beiden Handgelenken klimpern je ein halbes Dutzend Metallreife – Erinnerungen an ein Leben mehr unter als über der Erde –, die sich wie ein Weltatlas der Edelmetalle lesen: Gold aus Südafrika, Bauxit aus Ghana, Zink aus Kanada, Blei und Silber aus Brasilien und Zinn aus Peru. Henderson kennt die Gesetze des Minengeschäfts aus dreissig Jahren Erfahrung und lässt sich längst nicht mehr vom Tageskurs der London Metal Exchange den Schlaf rauben. Den Vorwurf, seinen Arbeitern zu wenig zu bezahlen, lässt er nicht gelten. «Heute beträgt der Kupferpreis 7000 Dollar, übermorgen die Hälfte: Wer weiss das schon? Nur wer in guten Zeiten seine Kosten kontrolliert, überlebt in schlechten Zeiten. Die Jahre unter staatlichem Management haben deutlich gezeigt, was dem widerfährt, der diesen Grundsatz missachtet.»

Doch Tim Henderson hat selber jahrelang die Bohrmaschine in den Fels gerammt, das verbindet mit den Emmanuels von Mopani, auch wenn er heute in der Teppichetage wirkt. Gegen zu straffe Kostensenkungsprogramme von Glencore wehrt er sich: «Klar könnten wir mit Entlassungen ein paar hunderttausend Dollar einsparen, doch diese Stellen sind für den Arbeitsfrieden in Kitwe wichtig», sagt Henderson. Und er besitzt zwei Trümpfe, mit denen er Politiker, unternehmerische Gegenspieler und Mitarbeiter jeweils schnell für sich einnimmt: seinen englischen Humor und seinen Sambia-Pass. Dass Henderson als vierjähriger Sohn eines Londoner Metallurgen in Kitwe zur Schule ging und damals sogar Bemba, eine der 72 lokalen Sprachen Sambias, sprach, rechnen ihm die Menschen in der Stadt hoch an. «Er ist einer von uns», erzählen viele Schwarze vom weissen «Bwana» im Kupfergürtel mit Stolz. Ob Gewerkschaftsansprüche oder erhöhte Steuerforderungen an Mopani gerichtet werden – Henderson pariert sie, indem er seinen Imagevorteil des «local hero» gezielt ausspielt.

DIE UMWELTPROBLEME jedoch sind nicht verhandelbar. Dass die Natur leidet, wenn Metall aus dem Boden geholt wird, ist nicht zu vermeiden. Viertausend Tonnen Gestein gelangen alleine durch den schmalen Schacht in Kitwe täglich ans Tageslicht, nur zwei Prozent davon sind reines Kupfer. Das Problem der Minen ist der grosse Rest: Riesige Maschinen mahlen die Massen und waschen in einer ersten Phase metallloses Geröll heraus, das dann in Form von weissem Gesteinsmehl irgendwo im Busch auf Dünen abgelagert wird. Oder ein Tal zuschütten, wie in der Nähe von Chillabowe. Dort wandert nun jeden Morgen und jeden Abend eine Karawane von Männern und Frauen mit Hacken und Rechen auf den Schultern über den Damm aus den Bergbau-Überresten, um auf der anderen,

fruchtbareren Talseite Mais anzupflanzen. «Der Abfall der Kupferproduktion hat die landwirtschaftliche Produktivität verbessert», sagt der einzige Mann im Dorf, der etwas englisch spricht.

Weit weniger umweltverträglich sind die Dämpfe, die beim Verhüttungsprozess aus den grossen Ofenrohren in die Luft entweichen. Über Kitwe legen sich, je nachdem, woher der Wind bläst, Schwefel- und Säurewolken aus der Schmelzerei der von Indern geführten Konkola Copper Mines (KCM), des zweiten Kupfergiganten Sambias. Einige der Bewohner der Township Wusakile klagen dann über Kopfschmerzen oder Atembeschwerden. «Weil der Schwefel über uns bläst, können wir nichts mehr anpflanzen. Sogar die Kartoffeln gehen ein», sagt eine Frau in Wusakile, wo viele Hausdächer von der Säure zerfressen sind. Im südlichen, von den Abgasen exponierten Teil Mufuliras wiederum, dort, wo Mopani ihr Kupfer verhüttet, wachsen weder Blumen noch Tomaten, sterben Hunde auf unerklärliche Weise. Vom Gift nicht tangiert wird der Golfplatz für die «Expats»: achtzehn Löcher in sattem Grün.

Seit neustem versucht nun Mopani, aus der Verschmutzung eine Tugend zu machen. Unter der Aufsicht der Weltbank installierte Glencore 2006 die erste von zwei Säureanlagen, welche den Giftausstoss der Schmelzerei zur Hälfte reduziert. Die seit der staatlichen Inbetriebnahme 1937 austretenden Dämpfe werden nun aufgefangen – und wiederverwertet. Trucks tragen zig Tonnen von Gestein zusammen, das von den früheren Minenbetreibern als nutzlos taxiert wurde, und Sprinkleranlagen bespritzen es mit der Säure. Unter dem Boden sammelt sich bald darauf eine blaue Flüssigkeit, aus welcher Kupfer entnommen wird: blaues Gold, denn billiger ist das Metall nicht herzustellen. Ein weiterer Triumph westlicher Ingenieurskunst über Afrikas Erde.

SIMON MÖCHTE AUCH AM KUPFERBOOM teilhaben. Simon ist zweiundzwanzig Jahre alt, hat eine kleine Tochter, keine Ausbildung und keinen Job. Als Waisenkind aufgewachsen, musste er sich schon früh selber über Wasser halten. Und Kupfer, dieses grüne Gold, gehört allen Sambiern ein wenig. So jedenfalls denkt Simon.

Also geht er jeden Morgen auf den Marktplatz in Chingola und trommelt ein paar Boys zusammen. Junge Männer zwischen fünfzehn und zwanzig. Zusammen gehen sie zu den offenen Minen von KCM, nicht der Hauptstrasse entlang, sondern zwischen den Buschgräsern und Erdhügeln links und rechts davon. Dort bezahlt Simon die Sicherheitsleute der Firma Cobra, angestellt von den Indern, damit keine Unbefugten in die Mine hinuntersteigen.

Es ist die grösste offene Mine Sambias, drei Kilometer lang, einen Kilometer breit, zweihundert Meter tief und nicht mehr in Betrieb. Simon und seine Boys steigen hinab, der Kupferpreis ist hoch, vielleicht schaffen sie heute zwei Tonnen Gestein, das gäbe zweihunderttausend Kwacha vom Chinesen, rund fünfzig Dollar. Unten in der Mine pickeln die Boys und schaufeln grün schimmerndes Geröll, kupferhaltige Carbonate, in Säcke. Überreste, welche von den Schaufeln der Minengesellschaft nicht ausgehoben wurden. Deshalb können sich Simon und die Boys bedienen, gleichsam die Brosamen zusammenlesen. «Wir sind «small scale miners», sagt

Simon lachend. Tausende von ihnen leben in Chingola, und als vor einigen Wochen der Präsident des Landes die Stadt besuchte und ihnen versprach, sie könnten ihr illegales Geschäft bis auf weiteres legal betreiben, hat der Präsident im Kupfergürtel ein paar Wählerstimmen gewonnen, und die «small scale miners» besitzen jetzt so etwas wie einen Berufsstolz.

Jeden Abend schleppen Simon und seine Boys fünfzig Kilogramm schwere Säcke auf den Schultern die steile Geröllhalden hinauf, barfuss. Die Kräftigen nehmen zwei Säcke, das gibt doppelte Bezahlung. Fragt man sie, wovon sie träumen, vielleicht von einem besseren Leben, Ausbildung für die Kinder oder genug zu essen, sagen sie: «Von Maschinen, um die Arbeit zu erleichtern.» Immer wieder lässt ein «small scale miner» sein Leben, sei es, weil das lose Gestein zur Lawine wurde, sei es, weil unbefestigte Löcher und Gänge zusammenbrechen. KCM sagt, wir haben schliesslich den Sicherheitsdienst, der niemanden reinlässt, die Regierung sagt, die armen Kerle brauchten ein Auskommen, dürften doch wohl auch vom Kupfer leben. Der Chinese sagt, welche Gesteinsqualität welchen Preis ergibt.

DER CHINESE HEISST SKYLER und ist fünfundzwanzig Jahre alt. Sklyer888 nennt er sich in seiner E-Mail-Adresse, die Acht bedeute Reichtum in China, dreimal die Acht heisse superreich, sagt Skyler. Reich werden ist sein Ziel, deshalb liess er sich nicht zweimal bitten, in Afrika sein Glück zu versuchen. Ein Landsmann führt eine Schmelzerei im Land, und Skyler liefert ihm den Rohstoff dazu. In einem Innenhof Chingolas bearbeiten dreissig Männer Steine. Sie leeren die Säcke von Simon und seinen Boys, trennen das wertvolle Malachit vom kupferlosen Gestein, zerkleinern Geröll, hämmern auf Steine, füllen wieder neue Säcke ab, fluchen, lachen, streiten, schufteln. Skyler, eine Frohnatur, witzelt mit seinen Angestellten, weist zurecht, kommandiert und packt selber an. Er isst und schläft im Büro, auf seinem Handy hat er die Nummern der einflussreichen Geschäftsmänner und Politiker Chingolas gespeichert. «Noch ein paar Monate führe ich diesen Laden, so lange dauert mein Vertrag, dann mache ich mich selbständig», sagt Skyler, der den Abschluss einer renommierten chinesischen Universität in der Tasche hat und ein Glitzern in den Augen, welches keine Zweifel darüber offenlässt, dass Skyler sein Ziel erreichen wird.

Skyler ist beliebt, doch das sind die wenigsten Chinesen in Sambia. Wenn Oppositionspolitiker Manuel Sata mit seiner Heimatrhetorik das Volk gegen die Investoren aufwiegelt – «Sambia gehört den Sambiern» –, zielt er in erster Linie gegen sie. «Wir wollen, dass die Chinesen verschwinden und stattdessen die alten Kolonialmächte wiederkommen. Denn die haben unsere Bodenschätze zwar auch ausgebeutet, sich aber wenigstens um uns gekümmert», sagte Sata in einem «Spiegel»-Interview. In Chambeshi bauen die Chinesen eine Schmelzerei. Wenn sie im Januar 2009 in Betrieb geht, wird sie die grösste des Landes sein. Achthundert chinesische Bauarbeiter arbeiten im Schichtbetrieb rund um die Uhr – und wohnen auch gleich auf der Baustelle. Und während auf der einen Seite des grossen Eisentores die Chinesen schufteln, stehen auf der andern Seite jeden Tag vierzig, fünfzig schwarze Männer aus den umliegenden Dörfern, in der Hoffnung, ein paar Kwacha zu verdienen, weil vielleicht ein Lastwagen abgeladen werden muss. «Wieso müssen Sie, Mister Sun, in ein Land, das offiziell sechzig Prozent Arbeitslose hat, ihre eigenen Arbeiter mitbringen?» Sun Chuanqi, Manager des Chambeshi Copper Smelter, lächelt nicht und sagt: «Die Afrikaner haben zu wenig Bildung – und sie sind nicht bereit, wenn nötig zwanzig Stunden am Tag zu arbeiten.»

WIE VIELE BODENSCHÄTZE darf sich die Welt nehmen? Und zu welchem Preis? Und was bleibt Afrika übrig? Selbst Given Luvinda kennt die Antworten auf diese Fragen nicht. Luvinda ist Sprecher der Patriotic Front, der Oppositionspartei, die im Kupfergürtel eine klare Mehrheit besitzt. Zusammen mit zwei seiner Parlamentsabgeordneten sitzen wir am Pool des «Taj Pamodzi», des einzigen Fünfsternehotels in Sambias Hauptstadt Lusaka.

Es ist Mitternacht, die Kellner servieren Tandoori-Chicken, dazu Whisky und Bier. «Wieso sollten wir akzeptieren, dass die Inder von KCM, wie zu Kolonialzeiten, Arbeiter nach der geförderten Menge Steine bezahlen? Wieso darf der Schwefel aus den Kaminen ungestraft die Gesundheit der Menschen angreifen? Wieso akzeptiert unsere Regierung weiterhin, dass die privaten Investoren dem Staat ein Trinkgeld bezahlen und zur Beruhigung der Massen ein Fussballstadion sanieren oder ein paar Malariamittel abgeben?» Die Regierung, die damals die Verträge unterzeichnet hat, nimmt Luvinda in Schutz: «Als die Weltbank im Jahr 2000 Sambia dazu zwang, das Kupfer zu privatisieren, waren faire Verhandlungen gar nicht möglich. Der Patient lag auf der Intensivstation, und eine Rettung wurde ihm nur gewährt, wenn er unterschrieb, seine Familie zu verpfänden.» Dass es bei der Privatisierung der Minen, aber auch der lukrativen Tourismusbetriebe bei den berühmten Victoria-Wasserfällen im Süden des Landes und den Zuckerfabriken nicht mit rechten Dingen zu und her ging, ist für Luvinda klar. Damals zuständige Minister seien heute Verwaltungsräte der privatisierten Betriebe. Sollten die Vorwürfe zutreffen, würde sich die Privatisierung des sambischen Minensektors nahtlos in die Vorgänge in so manchem afrikanischen Land einordnen.

Vorerst drängt Luvindas Partei auf Neuverhandlungen zwischen der Regierung und den Minenbesitzern. Kommt es dazu, hat Henderson die Antwort parat: «Wenn sie mehr Abgaben fordern, wollen wir zumindest bestimmen, was mit dem Geld passiert.» Er verlangt, dass die Zusatzeinnahmen aus dem Kupfer nicht in die Taschen der Politiker, sondern in Strassen, Schulen und medizinische Versorgung fliessen – und die Minengesellschaften darüber wachen. «Welcher Politiker, der das Wohl seiner Bürger zum Ziel hat, würde etwas dagegen einwenden wollen?»

DOCH EIGENTLICH müssten Henderson solche Überlegungen nicht mehr kümmern. Die Mopani Copper Mines haben unter seiner Führung die Produktionsmenge verdreifacht, Auseinandersetzungen mit Behörden und Prozessoptimierungen überlässt er seinem Nachfolger. Seit Beginn des Jahres 2008 macht er wieder das, was ihm am liebsten ist: Im kongolesischen Kolwezi, vier Autostunden nördlich von Kitwe, hat Glencore neue Vorkommen erworben. Sie enthalten vier Prozent Kupfer. «Der Preis ist hoch, das Zeug muss raus – und ich weiss auch wie», sagt Henderson.



Reines Kupfer, welches von Sambia zu den Häfen Tansanias und Südafrikas gelangt – und von dort auf die Weltmärkte.



«Ich werde so lange arbeiten müssen, bis ich tot umfalle», sagt Emmanuel Tandeo, der unter der Erde Löcher in den Felsen bohrt.

Verantwortlich für diese Beilage:

Brigitte Hürlimann, Christian Güntlisberger, Oswald Iten

zeitbilder@nzz.ch